

Einfach ein Platz

Ein persönlicher Erfahrungsbericht aus dem Südburgenland

Just a Square: a Personal Account from Southern Burgenland

This article presents a personal and reflective account of the transformation of a historic town square in Stadtschlaining, Southern Burgenland, between 2018 and 2021. Written from the dual perspective of architect and resident, it traces the complex process through which an existing but degraded square was rediscovered, negotiated, and reasserted as a meaningful public space. The narrative highlights the interplay between historical urban form, monument preservation, local politics, technical regulations, and civic engagement. Rather than focusing on a formal design doctrine, the text explores how restraint, historical continuity, and respect for the existing spatial idea enabled the square to remain “simply” a square—flexible, robust, and socially inclusive. The project demonstrates how heritage protection, often perceived as restrictive, can become a productive framework for contemporary place-making, allowing everyday use, public events, and collective identity to coexist within a historically grown urban structure.

Voraus

Dieser Text berichtet von Ereignissen der Jahre 2018 bis 2021. Es geht um die Gestaltung eines Platzes, dessen Gestalt so spezifisch wie allgemein ist. Ein solcher Platz ist dann im besten Fall „einfach“ ein Platz, wenn er nicht auffällt, wenn er ein starkes Argument im alltäglichen und festtäglichen Zusammenleben der Menschen ist.

Was hier in erzählerischer Form aufgezeichnet wurde, ist der Hintergrundbericht einer Platzwerdung im südburgenländischen Stadtschlaining. Viel Persönliches kommt in dieser Schilderung vor, weil es nicht allein um das rein fachliche Engagement, sondern um die zivilbürgerliche Betroffenheit eines Autors geht, der mit diesem Platz seinen eigenen öffentlichen Lebensraum mitgestalten durfte, da sein privater Lebensmittelpunkt, ein historisches Gebäude, unmittelbar an den Platz grenzt. Dieser Außenraum – wie auch das Haus – wurden nicht im heutigen Sinn „gestaltet“. Er war einfach nur das Ergebnis gewerblicher Notwendigkeiten. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen gaben den Impuls seiner Entstehung, die der räumliche Umraum – Topografie, Häuser und Straßenzüge – gestalterisch determinierte. Und so wäre Architektur nie ohne ihr „Umfeld“ zu verstehen – ganz unmittelbar und im übergeordneten Sinn.

Ein solches persönliches Memorandum könnte jene interessieren, die über die Verstrickungen von zivilbür-

gerlichem Einsatz, Politik, Denkmalpflege, Anwohnern, historischem Bewusstsein, breit sich auffächernden Partikularinteressen, räumlicher Sehnsucht, dem Stand der Architektur, der Technik- und Sicherheitsversessenheit unserer Zeit, vom Gelingen und Scheitern etc. hören wollen. Oder all jene, die einfach nachlesen möchten, wie doch ein Platz wurde, mit Fahrtwind und dagegen; ein Platz, der bestaunt und besucht, von vielen gar nicht beachtet (auch ein Lob!), als vorbildlich angesehen und schließlich mit dem Burgenländischen Architekturpreis 2020 ausgezeichnet wurde.

Und nun die Pointe gleich vorweg: Der Platz ist wohl deshalb gelungen, weil schon ein Platz da war. Ein historischer Platz, dessen Idee sich erhalten hat. Der für viele Bürger „bedrohliche“ Denkmalschutz, dem in Österreich ja ein durchaus starkes verbrieftes Recht eingeräumt wird, war zentraler Mitspieler in diesem Prozess – indirekt, da Plätze nicht direkt unter Schutz stehen, dafür umso entscheidender.

Ein neues Zuhause: Vorgeschichte, Hintergrund

Es dauerte zehn Jahre. Dann sind wir fündig geworden. Ein altes, altes Haus stand zum Verkauf. Es wurde nicht annonciert. Wir fanden es, weil der Ort, weil das historische Stadtschlaining so besonders ist und wir hier immer wieder Halt machten auf unseren

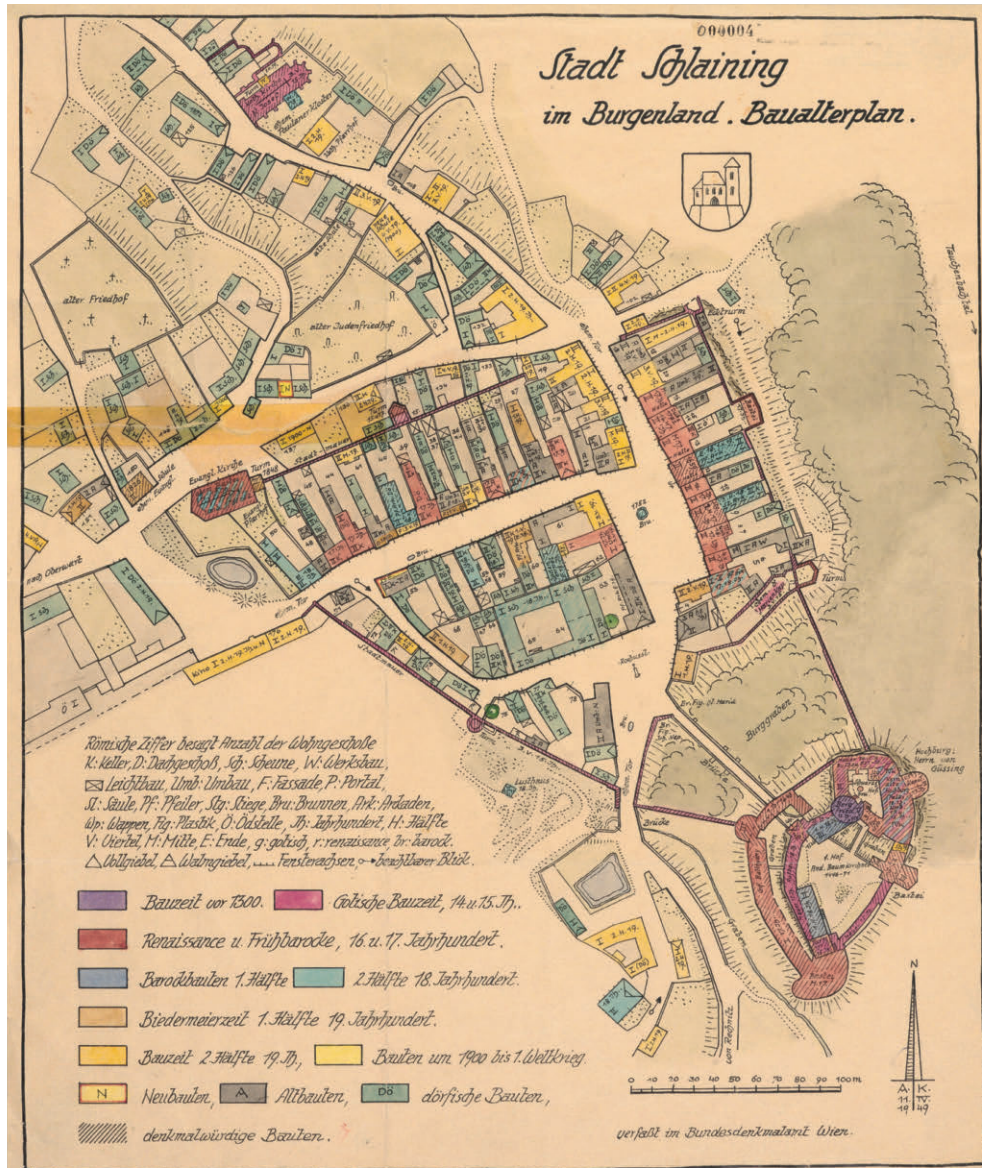


Abb. 1: Stadtschlaining, Bau-
alterplan von Adalbert Klaar,
Bundesdenkmalamt, 1949,
das beschriebene Gebäude
befindet sich an der Ostseite
des Platzes als drittes von
unten

sonntäglichen Touren – wie immer auf der Suche nach dem Haus.

Eine alte Burgsiedlung! Versteckt über dem naturräumlichen Eingang ins Tauchenbachtal, zugleich unübersehbar das Relikt einer anderen Zeit, das sich in Transformationen über die Jahrhunderte erhalten hat. In der kleinen Stadt hat man uns vom Verkaufsvorhaben eines ehemaligen Bäckers erzählt, der im Haus wohnte, produzierte und seine Waren vertrieb. Kein Schlaininger, niemand der Tiroler oder Vorarlberger Interessenten wollte das prominent am Hauptplatz gelegene Bürgerhaus am Ende kaufen, denn es steht seit rund 40 Jahren unter Denkmalschutz. Wie alle Häuser innerhalb der Stadtmauern dieses beachtlichen wie überschaubaren Hausensembles. Nur deshalb stand sie überhaupt noch da, ihrer Anlage nach, diese Stadt en miniature: weil der Denkmalschutz darüber wachte.

Wer mit diesem Objekt, das nach einigem Hin und Her unser neues Heim werden sollte, spekulieren, hierfür etwa einen Lift einbauen oder aufstocken wollte, der wusste, er würde beim Denkmalamt abblitzen; wer hier „modernisieren“ wollte, dem gab der Baumeister ums Eck keine schnelle Antwort; wer an der Oberfläche kratzen wollte, scheiterte am Gewicht der Zeit. Das 20. Jahrhundert hatte die vielen schönen Räume mehr oder weniger „zugebaut“; wir mussten zweimal schauen (und lange arbeiten), um den geschundenen Körper Architektur vom Minderen, Modischen, ja, Hässlichen zu entkleiden – eben herauszuschälen. Die Eigentümer sahen in diesem besonderen Haus, das, ja, sogar kleiadelige Vorbesitzer hatte und einst „Freihaus“ war, offenbar nichts als eine mächtige Höhle. Es war zum puren Erfüllungsgehilfen eines primären Schutzbedürfnisses geworden. Zur Bürde.

Des einen Freud, des anderen Freud. Wir zogen bald ein, nach wenig mehr als einem halben Jahr zu packender Entledigungen, behutsamer Rückführungen und Ergänzungen. Unser Prinzip, das beim Machen erst dazu wurde: Geschichte, gebaute Vergangenheit, sollte alltäglich spürbar sein – und dies ganz gegenwärtig. Wir wollten hier wohnen, freudig im Jetzt und zugleich demütig vor der Geschichte.

Ohne dieses Haus gäbe es den Platz nicht, nicht in dieser Form.

Typus und Form, Haus und Stadt

Stadtschlaining im Südburgenland, im heutigen Bezirk Oberwart gelegen, hat Ursprünge, die keiner kennt. Man weiß nur von einer Burg slawischen Ursprungs, dem Kastell Zloynuk. Es gab dem Ort den Namen, gehörte, wie damals vieles in der Gegend im frühen Mittelalter, dem Geschlecht der Güssinger. Jahrhunderte später wird Andreas Baumkircher sie für treue Kriegsdienste als Pfandlehen vom Kaiser erhalten – Friedrich III. hatte ja kein Geld, war stets in Bedrängnis. 1462 wurde Baumkircher vom Kaiser gestattet, eine Stadt „von Neuem“ zu gründen, aus Häusern, wie man sie hier so baute und von denen wohl einige schon vor dem „Masterplan“ bereits vorzufinden waren: lang gestreckte, einzeilig in die Parzellentiefe gedehnte, Raum an Raum geschichtete typische Streckhöfe, die in der nun entstehenden Kleinstadt sanfte bürgerliche Attitüden annehmen werden, Gewölbe erhalten und Straßenfassaden, teils sogar mit Bauschmuck ausgestattet. Sie bilden den Haustypus der Stadtanlage aus zwei Plätzen und drei Straßen.

Unser Haus – das angesichts seiner Geschichte zweifellos nur kurze Zeit unseres sein wird – hat Mauern, die älter sind als dieser Ort und bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Bauforschungen, die wir gemeinsam mit dem Bundesdenkmalamt angestrengt haben, brachten dieses neue Wissen hervor. Erstaunlich, wie das Gebäude sich Bedürfnissen und Geschmack über 600 Jahre lang anpasste, ohne dass der Charakter von Stadt und Haus je abnahm. Das Ganze hielt zusammen. Die Häuser selbst alterten wie ein schönes Gesicht. Unser Haus erwies sich in den unsachen wie architektonisch unsachlichen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als robust genug – und überlebte.

Hauptplatz und Rochusplatz haben öffentlichen Charakter. Der eine war ursprünglich für die Ablage und den Verkauf der Waren bestimmt, durch den Handel geprägt – dies war das Recht, das Baumkircher verliehen bekam. Und hierfür musste ein geschützter Platz errichtet werden, während der kleinere Rochusplatz, mit steiner-

Heiligenstatue im Zentrum, das grundrisslich annähernd dreieckige Entrée zur Burg nebenan markiert. Unter Baumkircher erhielt sie ihren schroff hochgezogenen Schwarzen Hof, unter seinen Nachfolgern wuchs sie weiter zu einer der schönsten Burgen weit und breit heran. Man schaut sie noch heute gerne an.

Wie aber schaut der Organismus Schlaining aus, die konkrete Stadtfigur? Es gibt eine zeichnerische Darstellung Adalbert Klaars, einen Baualtersplan aus dem Jahr 1949, der sich auf das alte Schlaining innerhalb der Stadtmauern bezieht. Man kann darauf das Wachstum der Häuser grob nachvollziehen, die fertige Anlage der Stadt; die viereckige Form des Hauptplatzes, den Platz vor der Burg, die durch drei Straßenzüge durchaderte Häuserdichte: die heutige Lange Gasse, Baumkircher Gasse und Klinger Gasse. Insgesamt ein Triangulum auf einem abfallenden Hang, an dessen Spitze die Festung liegt, umgeben im Westen von „Festland“, davon getrennt durch einen tiefen Graben und später eine prächtige steinerne Arkadenbrücke. Im Osten fällt es steil ab zum Tauchenbachtal. Wahrscheinlich hat man Burg und Brücke aus dem Abraum des Burggrabens mit dem hiesigen bläulich-schieferigen Stein erbaut.

Drei Stadttore mussten dem Bus- und Lkw-Verkehr weichen, die historische Stadtmauer ist hingegen größtenteils erhalten und schützt vor der Verwässerung der Figur. Schon im 18. Jahrhundert wuchs allerdings aus einer Bastion die evangelische Kirche – die restlichen Wehrbauten sind ruinös. Dort, wo einst ein Löschteich war, bei der Kirche mit hohem Turmhelm, befindet sich nun ein kleiner „moderner“ Park, die einstige Engstelle zeigt sich aufgeweitet. Ohne historische Kenntnis springen im alten Stadtgefüge das Zeughaus (Hotel), der nunmehr privatisierte Burggarten und die Synagoge mit platzzeitigem Rabbinerhaus auf. Sie war zu eingebaut, um dem Terror der 1930er Jahre zum Opfer zu fallen. Jüdische Mitbürger gibt es längst keine mehr. Jenseits der Mauern, dem Straßenverlauf dort wie da folgend, offenbart sich, wie diese alte Stadtbaukunst nicht fortgesetzt wurde, man planlos siedelte. Lediglich durch die älteren Bauten hinunter zum ehemaligen Paulinerkloster, dessen schöne gotische Kirche als katholische Stadtpfarrkirche dient, spürt man noch etwas vom historischen Takt des Stadtkerns.

Doch darf man sich nicht darin täuschen, dass es auch hier ein durchaus bescheidenes Leben war. Aber immerhin: Wie erhebend ist dieses vom Fortschritt scheinbar vergessene Gewebe. Man erlebt es als gefassten Raum – sozial wie baulich ist man in ihm aufgehoben. Der Unterschied muss noch heute jedem, der sehen und

fühlen kann, deutlich werden. Und es kommen auch einige an den Wochenenden, spazieren durch, wollen hier etwas essen oder trinken, „sich aufhalten“. Die Einheimischen spüren es wohl auch, machen daraus jedoch kein Argument für ihr Leben. Wie es scheint, sind sie stets bereit, den Bestand fallen zu lassen, abzuräumen, umzubauen. So ist es eben.

Und dann erst – auch dies sei nochmals betont – die schönen, typischen Plätze. Sie scheinen Braunfels' Katalog der Stadtbaukunst entstiegen, leben vom Wechsel von Leerraum und Füllung. Der Hauptplatz, durch Brunnen, Synagoge und Rabbinerhaus, Rathaus, das letzte Wirtshaus und einen kleinen Laden nobilitiert – durch unser Haus, das einmal auch Post war. Gefasste Straßen und Plätze, sie sind eben die logische Folge einer solchen Bauweise, die aus praktischen Erwägungen Verdichtung schafft, ganz nebenbei Blick- und Bewegungsfreuden. Die Belichtungssituation, einseitig zum Nachbarn verbaute Hauszeilen (Brandmauer oder „Reichen“), nahm man in Kauf, entstand doch jene so schöne Ordnung des Raums, diese eindeutige Abfolge öffentlicher Räume, die zugleich Privatheit und Höfe bereithält, rundum die zusammenhängende Landschaft garantiert.

Planen mit Politik

Das hat auch der Bürgermeister im Urlaub so gesehen – und Schlaining im Süden wiedererkannt, den Platz als zentralen Motor. Jedenfalls haben wir im Austausch unser Augenmerk gemeinsam darauf gelegt: Dass ein Platz ein Platz sein solle, also eine freie Fläche, umstanden von Häusern, darüber hinaus von Landschaft umflossen, hat er als Hobbyhistoriker erkannt, eine uralte Semantik, die mit dieser Stadtanlage wie das Dokument einer anderen Ordnung erhalten geblieben ist, die ein Möglichkeitsraum für heute wäre.

Aber Schritt für Schritt. Denn es war nicht mehr ganz so beim Schlaininger Hauptplatz. Eine Landesstraße durchkurvte ihn. Die mehr oder weniger rechteckige Platzform schützte ihn nicht vor der zerfurchenden Straße, die ihn als Asphaltband durchzog. Von ihm ging noch ein zweites ab; die drei ehemaligen Stadttore waren zu Schleusen des übergeordneten Verkehrs geworden, der ehemals zentrale Ort zum Durchzugsort. Der alte Platz war nun Straße und Parkfläche zugleich – für jene, die hier halten, um Gemeinde, Wirt, Geschäft oder Burg zu besuchen. Älteste Fotografien zeigen die historische Gestalt des Platzes dagegen mit lehmigem, durchgehendem Belag, darin eingeschrieben Wagen-

spuren, wohl von Fuhrwerken – schon damals. Sie zogen die gleiche Kurve auf der schrägen Platzfläche.

Auch in den Besitzverhältnissen und Zuständigkeiten spiegelt sich diese Entwicklung wider, was noch zum gestalterischen Thema schlechthin werden sollte: Die Fahrbahn gehört dem Land, das „Fleisch“ links und rechts der Gemeinde. Ein delikates Gefüge, beim dem viele mitreden werden – die Einmischung der Landes-eigentümerschaft wird die neue Platzgestaltung am Ende aber retten. Zu diesem frühen Zeitpunkt, da der Bürgermeister Mitstreiter für ein noch unklares „Platzprojekt“ gewinnen wollte, hätte diese Frontenverschiebung niemand vermutet.

Um trotz dieser Lage einen genuinen Platzanspruch zu behaupten, wurde von den Hiesigen über Jahrzehnte eine kleine, ebene Kiesfläche um den Brunnen abgetrennt. Eine Ruhezone mit wenigen Bäumen und Schatten entstand, kühler im Sommer, da unversiegelt. Der Brunnen war nicht nur plätschernde Dekoration (auch das hatte mittlerweile aufgehört ...), sondern zentrale Wasserstelle, wie frühe Farbfotografien durch abgestellte Gießkannen und eine Wasser schöpfende Anwohnerin andeuten. In den letzten Jahrzehnten diente ein kleines Becken für das Praktische, das in ein kleingliedrig aus Steinplatten geschichtetes – allzu pragmatisches – Mäuerchen integriert war. Dieser Mauerbogen wurde in erster Linie zum Ausgleich der Platzschräge errichtet und fasste ein Plätzchen im Platz. Irgendwann kam eine Absperrung mit rot-weißer Baukette zum „Schutz“ vor dem Straßenverkehr hinzu. Der größere Rest der Fläche war Asphalt. Das passte zu einem verschlafenen Nest auf dem Land, doch fehlte der räumliche Zusammenhang, auch wenn das nettnachkriegsartig und durchaus idyllisch wirkte.

Noch vor wenigen Jahrzehnten sollen in Schlaining viele Wirtshäuser ihr Auskommen gefunden haben. Mit ihnen verschwand die heitere Öffentlichkeit, die Außenräume hatten keine Bedeutung mehr, standen einem Alltag gegenüber, der sie nicht so recht zu nutzen wusste. Das sah man ihnen eben an. Der Sport, die Feuerwehr haben ihre Zentren außerhalb gefunden, etwa im Stüberl am Tennisplatz; auch die Schule liegt weit ab vom Schuss, gegenüber des Friedhofs an der Ortseinfahrt. Eingesessene Familien, die hier einst wohnten, gibt es immer weniger – Gentrifizierung light, da alte Mauern vor allem das nostalgische Interesse von Wochenendgästen oder pensionierten Großstädtern wecken. Das „lokale“ Schlaining hingegen wuchert im Neubaufeld mit attraktivem Fernblick über das anmutige Tauchenbachtal.

Und der Platz, das ehemalige Stadtzentrum? Wäre Schlaining nicht einer der schönsten Orte im burgenländischen Süden? Daran dachte womöglich der Bürgermeister, als die Karten neu gemischt wurden. Denn das Burgenland wollte im Jahr 2021 sein hundertjähriges Jubiläum groß feiern. Der Landeshauptmann, im Landessüden geboren, die Schlaininger Straßen bei seiner Pendelfahrt durchkreuzend, um zu seiner Eisenstädter Residenz im Norden zu gelangen, gedachte in diesem Zusammenhang, Schlaining zum Festort zu küren. (Lange später hegte er noch den Wunsch, eines der Burgtore wieder zu errichten.) Die Burg sollte satt saniert werden. Und Schlaining selbst? Witterte der Bürgermeister die Chance – oder war es ein klandestiner Auftrag „von oben“, der dafür sorgte, dass sich etwas ändern sollte auch im Ort?

Die Spannung zwischen der großen Geste der übergeordneten kulturellen Nutzung und dem Klein-Klein der Gemeindepolitik kennzeichnete die Bursiedlung seit Längerem. In der Mitte: das Anliegen, die Plätze wieder als gute Alltagsplätze nutzen zu können, die also mehr können müssten, als beparkt zu werden oder von gelegentlichen Touristen überflutet. Nur wenige schienen sich allerdings am Status quo zu stoßen – einen repräsentativen, anziehenden, zentrierenden Platz zu erhalten, diesen Wunsch verfolgte nicht jeder im Ort. Stadtschlaining war immerhin nur ein Ortsteil von fünf. Alle aber haben sie eigene Ansprüche, die im Gemeinderat (am Platz) aufeinandertreffen, kaum jemand sieht im Hauptplatz das Zentrum aller.

Aber dann folgte der ungewöhnliche Schritt des Bürgermeisters, der obersten Bauinstanz. Er ging auf die beiden in der „Altstadt“ ansässigen Architekten zu, fragte sie um Rat. Was tun, um den Hauptplatz so zu gestalten, dass er dem bevorstehenden Jubiläum Genüge tun würde, dass die Situation darüber hinaus dauerhaft verbessert würde? Was auch immer die Hintergründe für seinen Schritt waren – ob es um die von Starkregenereignissen bedrohte Kanalisation ging, einen „Befehl“ aus Eisenstadt oder persönliche Gestaltungswünsche –: Es wäre ein Glück für den Ort, zöge man an einem Strang. Mein Kollege und ich packten daher die Gelegenheit beim Schopf – denn ich war einer der beiden Ansprechpartner, wenn auch im fernen Florenz beruflich gebunden.

Ich aber war Feuer und Flamme. Wir drei einigten uns bei aller Unschärfe der Erwartungen, dass es den Hauptplatz und den Rochusplatz – wenn das Geld dafür ausreichen sollte – umsichtig zu gestalten galt. Bald wurde auch klar: Ein geladener Architektur-Wett-

bewerb wäre das Instrument der Wahl. Und immer wieder würde es gelten, den Gemeinderat über unsere gemeinsamen Beschlüsse abstimmen zu lassen. Doch der Bürgermeister war aus angesehener lokaler Familie, gebildet, jung, adrett. Wichtiger noch: Er hatte die Leute hinter sich, wenn er wollte. Und er hatte damals die Stimmen in der Gemeinde gedreht: von „schwarz“ auf „rot“. Er hatte Macht – auch im „Land“.

Es begann gut. Wir holten historische Fotografien und Postkarten hervor. So begann unser Nachdenkprozess, so bauten wir wechselseitiges Vertrauen auf. Der hiesige Tourismusobmann stellte sie uns zur Verfügung und wurde am Rande in diese seltsame Allianz einbezogen. Bald würde es sowieso nicht mehr ohne ihn gehen, denn er stellte sich als wichtigste Person heraus, wenn es um Feste, Öffentlichkeitsarbeit und alles andere im Schlaininger Kulturgesehen ging. Die Bilder aus der Vergangenheit führten mir jene leh-mige Fläche in Schräglage erst vor Augen, als die der Hauptplatz über Jahrhunderte existierte, samt einigen krummen Bäumen vor den Häusern. Später würde uns ein hinzugezogener Gärtnereibesitzer erklären, dass die jährlich zurückgestutzten Kugelakazien „Neophyten“ des 19. Jahrhunderts wären, wenngleich sie die süd-burgenländischen Dorfbilder wie selbstverständlich zu prägen begonnen hatten. Scheinbar sonntäglich, seltsam förmlich gekleidete Menschen begegneten uns in den alten Bildwelten. Sie hatten hier, am Platz, noch Werkstatt und Wohnstatt. Das markante, achteckige Brunnenbecken mit eingestellter Pyramide stand dort erst seit dem Jahr 1857: ein Denkmal zu Ehren Kaiser Franz Josephs in der ungarischen Reichshälfte. Es ist die einzige Zierde, der einzige Luxus des kargen Platzes – und bot ja zugleich eine zentrale Wasserstelle.

Ausschreibung und Wettbewerb: Architekten im Spiel

Wie ging es weiter, weshalb ist es doch noch brenzlich geworden, nach diesem einvernehmlichen Start? Der Bürgermeister hatte die Initiative ergriffen, erkannte klug das städtebauliche Momentum. Er wandte sich an Architekten (Fachleute!), vertraute sich uns an – das ist rar. Er ist sicherlich kein typischer burgenländischer Bürgermeister. Selbst Akademiker, hatte er sich aus familiären Gründen fürs Land entschieden, war nicht in Wien und der Kanzlei geblieben. Er hatte keine Kontaktscheu, nach keiner Seite. Aber er ist und bleibt Jurist und wird da wohl einiges erlebt haben; vielleicht ist das die Erklärung, weshalb er sich hie und da als zu zaudernd erweisen würde, wenn es wieder mal

um die „Ästhetik“, die Gestalt des Ganzen ging. Alle Beteiligten würden freilich in diesem Prozess Stärken und Schwächen zeigen – das ist lässlich. Nicht immer würden aber alle das Ziel, den Platz für alle, gleichermaßen im Auge behalten.

Wir machten uns daran, die Ausschreibungsbedingungen gemeinsam abzustecken. Mit der Grundvorgabe, die Zahl der Parkplätze nicht zu senken, die Stadtmitte nicht zu umfahren, hatte ich kein Problem. Ich ahnte, dass der Platz eine Totgeburt wäre, wenn er ohne „Auto-Zulieferung“ bliebe. Wie sonst würde man hierherkommen? Außerdem war die Durchfahrt ja die beste Werbung. Planerisch waren die Parkplatzvorgabe, der feste Belag und die sowieso unverrückbaren Vorgaben durch die Landesstraße zwar eine große Bürde, bestärkten uns aber darin, die alte Gestalt wieder zu beleben. Das könnte beispielsweise gelingen, wenn Parkplätze nicht mit den bekannten farbigen Linien visuell ausgewiesen wären, wenn die Geschwindigkeit des Durchzugsverkehrs reduziert würde, vor den platzbegrenzenden Häusern ein Baumsaum als Ruhezone rundum den Platzkern entstünde – die große Fläche in der Mitte unzerstückelt ihren Auftritt hätte, alltäglich und festtätig bunt bespielt werden könnte. Kurzum: wenn sie ihre Aufgabe, Verkehrsfläche zu sein, wenigstens temporär und in je abgestuftem Maß hinter sich ließe, wie es ja beim historischen Handelsplatz auch der Fall gewesen war. Wenn sie viel konnte, weil die Gestaltung wenig vorgab. Eigentlich ganz einfach.

Ein vertiefter Nachdenkprozess begleitete also die Zusammenstellung der Ausschreibungsunterlagen, die möglichst präzise das Mögliche abstecken sollten. Entsprechende historische Fotografien und Referenzbeispiele würden wir den Ausschreibungsunterlagen beilegen, denn die Geschichte und das Gelungene waren schließlich unser Vorbild. Bei diesen Gedankenspielen unterstützte uns besagter Tourismusobmann, der die mögliche Attraktion erkannte: ein großer Platz für große Feste – für den bekannten Schlaininger Adventmarkt im Winter sowieso. Wir sprachen nun auch von „Kino unter Sternen“ oder einem regelmäßig stattfindenden Bauernmarkt. Letzterer würde (zumindest für einige Jahre) tatsächlich Wirklichkeit werden.

Die Möglichkeiten und Schwierigkeiten eines neu aktivierten Zentrums für Schlaining zeigten sich immer deutlicher. Freilich, auch der Brunnen müsste freigespielt werden und restauriert. Ich nahm das Gespräch mit dem Landeskonservator auf, vermittelte zum Bürgermeister, dem es vor allem darum ging, wie eine solche professionelle Restaurierung bezahlt würde. Es

stellte sich nämlich heraus, dass der Brunnen gänzlich abgebaut, seine Steinteile einzeln restauriert und mit samt Technik der Bewässerungsanlage neu aufgesetzt werden müsste. Am Ende gelang auch das: Er würde wieder das (heimliche) Zentrum des Schlaininger Zentrums bilden – wo er nie stand, sondern immer schon, aus verkehrstechnischen Gründen, ungefähr ins Drittel der Breite und ans Rathausende der Längsseite gerückt. Das entspricht übrigens ganz Sittes Manifest der Stadtbaukunst von 1889, dem der Platz entstiegen sein könnte. Man spürte, dass dieser Platz Camillo Sitte gefallen hätte: Seine Straßenadern schließen verschiedenartig an den Platz an, das „sanitäre“ Grün ist in den Innenhöfen zu finden, bis auf wenige an die Häuser gerückte Bäume, Sittes „dekoratives“ Grün. Die Fassaden sind einmütig, aber nie langweilig – der Brunnen steht eben nicht in der Mitte.

Unser Ausschreibungstext sollte die gestalterischen Rahmenbedingungen vorgeben und wurde von uns nach Vorlage einer Ausschreibung der einschlägigen Kammer verfasst. Daran hielten wir uns, um den Ernst der Sache zu betonen, auch wenn es eigentlich rechtlich nicht notwendig gewesen wäre. Wir wollten uns nicht angreifbar machen, Ernst und Professionalität beweisen gegenüber Gemeinderat und Bürgerschaft. Dann kam die Idee ins Spiel, dass mein Architektenkollege – allein-gesessen, vernetzt und zuständig für die „Dorferneuerung“ – Umfragen und Workshops durchführen könnte. Zur Einbindung der Bevölkerung. Die eingesammelten Vorschläge waren ernüchternd für jeden partizipativen Ansatz, der von Miteinbindung unmittelbar zu Mitgestaltung führen wollte: Mütter wünschten sich hier am Platz – was sonst? – einen Spielplatz; ökologisch bewusste Menschen wollten quasi einen Dschungel pflanzen usw. usf. Der „beste“ Vorschlag aber, der die Einseitigkeit und Überzogenheit vieler Vorschläge nur bekräftigte, die schier unerschöpfliche, in der Bevölkerung schlummernde Kreativität, wünschte sich, dass ein Tunnel gegraben werden sollte. Einstieg am Platz, Ausstieg in der Burg. Professionelle Gestaltung, zeigte sich, wäre die Klärung dieser Bedürfnisse und Anforderungen im Raum des Sinnvollen. Gestalten heißt: synthetisieren des Wesentlichen zur Form.

Für mich kam es im nächsten Schritt darauf an, nur solche Architektinnen und Architekten beizuziehen, die bereits Erfahrung und Kenntnis in der Sache bewiesen hatten – die schon einmal vor einer solchen Herausforderung gestanden waren. Die Neues und Altes gleichermaßen zu gestalten wussten, Sensibilität für das Einfache und Robuste bewiesen. Außerdem galt es,

eine kluge Wahl zu treffen, die auf heimische Akteure nicht verzichtete, um keinen Unmut hervorzurufen. Klar war auch dem Bürgermeister, dass wir nicht die Prominenzkarte ziehen wollten: Wir wollten keine Architektur mit „großem Namen“. Der Bürgermeister dachte dabei wohl an die Kosten, ich an die Allüren. Und so kam es, dass wir auf Erfahrung und auf Qualität achten konnten, einen Architekten aus dem nahen Pinkafeld einluden, der schon einige preisgekrönte Bauten im Land errichtet hatte, ein grundsätzlich kritischer Geist war; ein Landschaftsarchitekt aus Eisenstadt kam ebenfalls in die finale Auswahl – mit diesen beiden war der Burgenländeranteil abgedeckt und eine nachbarliche Disziplin hinzugezogen. Aus der Steiermark luden wir jemanden ein, der sich schon mit einem feinsinnigen südsteirischen Platzensemble ausgezeichnet hatte; aus Wien eine Architektin mit internationaler Erfahrung, die Anmutiges zu gestalten wusste; schließlich einen ganz gegensätzlichen Einzelgänger, der das typologische Entwerfen schätzte, schon zwei Klöster und mehrere Friedhofsanlagen und Sanierungen aufweisen konnte – gegen den Strom der Zeit. Über diese Auswahl war ich glücklich und hatte darin auch freie Wahl, da – erstaunlicherweise – niemand sonst diese Vorentscheidung für das weitere Gelingen zu erkennen schien. Ich war mir sicher: Jeder von diesen Leuten würde es richtig machen. Bürgermeister und Gemeinderat stimmten zu.

Schließlich gab der Ausschreibungstext bereits den entscheidenden Wink: eine Fläche, einfach, klar, kein Schnickschnack – das wollten wir. War das aber fair, war das nicht zu „eng“ gedacht? Schufen wir zu viele Vorgaben? Womöglich. Aber „freie Kreativität“, „schauen wir mal, was denen so einfällt“, das war zumindest nicht mein Zugang bei dieser sensiblen Aufgabe. Ich wusste zwar, wie falsche Wettbewerbsvorgaben gute Ergebnisse unmöglich machten. Doch sagten wir in unserem Papier ja nichts anderes als: „Wir wollen einen einfachen Platz und dafür gibt es einen klaren historischen Rahmen.“ Und entsteht gute Architektur nicht oft aus der Enge klarer Aufgaben; wäre dieser Ort mit seinen Schranken nicht Motivation genug, eine dialogische Kreativität zu wecken – und wären wir nicht auch offen für jeden Entwurf gewesen, wenn dieser Qualität hätte?

Im Kopf hatten wir gewiss die schon angedeutete Neuinterpretation des Alten, sprich: Niemand will noch auf Lehm gehen, zumal bei Regen; heute fährt man (noch) Auto; heute hat man touristische Ansprüche etc. Kann der Platz dies alles noch versammeln? Selbstverständlich, davon gingen wir aus. Die Gefahr, wenn zu viele zu vieles wollen, war mir nur allzu bekannt,

so steckten wir das Mögliche wie das Gewünschte in unserer Ausschreibung ab. Kaum entstehen ja heute noch Plätze, die den hehren Anspruch ans Gemeinsame erfüllen. Nicht in Dörfern, nicht in Städten, nicht in der Großstadt. Mein eigenes, zivilgesellschaftliches Mandat (es gab nur für die Erstellung der Ausschreibung ein kleines Honorar für uns beide) forderte von mir vor allem Entscheidungsfähigkeit in Sachen baukünstlerischer Qualität. Dafür würde ich auch geradestehen müssen. Das machte mich resistent gegenüber strategischem Denken und bald sprießenden Eigeninteressen hier wie da – und auch stur: Qualität, die wäre zu sichern durch das Teilnehmerfeld und durch den Rahmen des Alten. Wer darin bereits Vorgaben erkannte, der würde auf das Zeitlose setzen, das es heute noch gibt, das sich immer wieder neu aus dem Heute konstituiert.

In einer Zeit der Fachleute und Experten, die sich auf Wissenschaft und Technik berufen, sind Experten in Sachen „Ästhetik“ schwachbrüstig geworden. Das Räumliche als Kunstform? Was soll das! Diskussionen um das denkmalwürdige Erbe, die werden nach langer Entwicklung heute gerade noch toleriert (so man nicht selbst betroffen ist). Wir aber haben als Gesellschaft kaum ein Gestaltmaß für unseren Alltag. Auch er gedeiht nicht von allein. Auch das zeigt der Schlaininger Platz, der nur als Negativ eines denkmalgeschützten Ensembles bestehen bleiben durfte. Und doch ist er ein gebautes Manifest der Stadtbaukunst.

Was Schlaining auszeichnet, ist dieses „Ideal“ einer Burgsiedlung. Was hieße das konkret, wie stellte sich am Ende die Entwurfsaufgabe in der Ausschreibung dar? Nun, der Platz sollte als Fläche wiederhergestellt, der Höhengsprung beseitigt (Stichwort „Inklusion“) und der alte, großzügig von Fassade zu Fassade verlaufende Belag aus Lehm klug durch einen tauglicheren „wiederhergestellt“ werden. Die größte Herausforderung wäre die „Schnittkurve“ Landesstraße mit ihren minutiösen Anforderungen an Radius, Entwässerung und Neigung. Und dann noch die vielen praktisch-gestalterischen Fragen, die immer auch technische wären: Straßenbeleuchtung und Begrünung, Möblierung wie Sitzplätze, aber auch Radabstellflächen, behindertengerechte Parkplätze und Elektro-Ladestationen. Wir drangen in der Ausschreibung auch hierfür auf beständige Lösungsvorschläge, die den Bestand nicht konterkarieren, sondern zeitlos ergänzen sollten. Das galt es zu klären in Grundriss und Schnitt, belegt durch Materialmuster, durch variable Bespielungsvarianten als wesentliches Argument für eine große Investition. Die Ausschreibung sah demnach einen in der knappen verbliebenen

Winterzeit anzufertigenden Plansatz aus Aufsicht, Quer- und Längsschnitt, Vorschlägen für Material und Möblierung sowie Varianten für die Bespielung des Platzes vor.

Die fünf Architektinnen und Architekten kamen zu einer Begehung nach Schlaining, schon in wenigen Monaten wäre Abgabe des Plankonvoluts. Ein Architekt sprang ab – er scheute die auf ihn womöglich zukommenden Friktionen mit Politik und Bevölkerung. Hauptthema im Teilnehmerfeld war immer wieder, dass sich niemand so recht vorstellen konnte, was es hieße, den Platz wieder als „schiefe Ebene“ herzustellen. Wir blieben mutig dabei, auch wenn mein Kollege durchaus mit der Variante eines mehrfach abgetreppten Platzes liebäugelte. Diese Debatten mündeten letztlich darin, ein großes Modell bauen zu lassen, das die topografisch komplexe Aufgabe allen besser verständlich machen würde. Die Anschlüsse des Platzes an die Häuser und die Fassadenfolge wären darin gut darstellbar – und natürlich die Klärung der Steigungsverläufe über die Länge und Breite des neuen alten Platzes. Das große Modell, das auch den Rochusplatz bis zum ehemaligen Neumarkter Tor inkludierte, sollte den Entwerfern dienen – sie wurden aufgefordert, ein Einsatzmodell zu bauen, das während der Jurysitzung für die Präsentationen, danach bei einer Ausstellung im Rathaus für die Gemeindemitglieder als anschauliche Begründung des Entscheids herhalten würde.

Gewinn, Verlust, Bau

Es war eine schöne Aufgabe, die wir da offerieren durften – vier Büros blieben dran, trotz geringer finanzieller Aufwandsentschädigung. Man würde sich eben gerne als „Mitgestalter“ eines solchen Ortes sehen, sich in dessen Geschichte einschreiben. Wir hatten in der Ausschreibung – im Einvernehmen mit dem Bürgermeister – zudem vorgesehen, dass das Gewinnerprojekt umgesetzt werden sollte, die Weiterplanung, bis hin zur Einreichung, gemeinsam mit einem Straßenplaner erfolgen sollte. Auch die baukünstlerische Begleitung der Ausführung wurde in Aussicht gestellt. Wir argumentierten, dass das bedachte Detail am Ende den Unterschied machen würde.

Ich selbst sollte der Jury vorsitzen, beschloss unsere AG; mein Kollege wurde als Schriftführer nominiert. Die Teilnahme eines Experten im Umgang mit alter Substanz, den ich im Gründer der Österreichischen Baukulturstiftung mit Sitz in Graz fand, war mir wichtig – wie auch die Einladung des Landeskonservators in die Jury. Den galt es freilich erst zu überzeugen,

denn seine Erfahrungen mit Bürgermeister-Baupolitik waren keineswegs positiv. Der Bürgermeister hingegen bestand darauf – und dies zu Recht –, einen erfahrenen Straßenplaner aus dem Landesamt hinzuzuziehen, das hier noch erheblich mitzureden haben würde. Natürlich sollten, neben dem Bürgermeister, auch weitere Gemeinderatsmitglieder Teil der Jury sein.

Die Jurysitzung verlief gut. Zum Wirtshausgespräch wurde (so viel sei daher verraten), dass sich bei der Wahl eines hochwertigen Platz- und Straßenbelags – der ja alles erst zum Ganzen zusammenbinden würde – der hinzugezogene Straßenbauexperte am hilfreichsten erwiesen hatte. Er war der Advokat einer Pragmatik, die für einmal ganz zusammenging mit der schönsten Lösung: dem Kopfsteinpflaster. Das gute alte Kopfsteinpflaster sei das belastbarste und haltbarste Mittel, denn Lkw könnten es bedenkenlos belasten, wenn es sachgemäß verlegt wäre, und auch Frauen mit Stöckelschuhen (*das Argument des Bürgermeisters für Steinplatten*) hätten bei gut verrichtetem Handwerk keine Mühe. Leicht zu restaurieren sei es – vielleicht wäre das alle paar Jahre stellenweise nötig, dann aber würde dieser bewährte historische Platzbelag „ewig“ halten. Das mondäne Rust wurde immer wieder als Vorbild genannt.

Weniger überraschend war, dass der Landschaftsarchitekt ein Designstück ablieferte und der erfahrenste Platzbauer genau jene Einwände vorausahnte (klar ablesbare Parkplätze, größere Steinplatten etc.), die der Straßenplaner mit seinem kleinsteinigen Plädoyer vom Tisch wischte. Und so blieben zwei Entwürfe mit Kleinsteinpflaster über. Die im Rennen verbliebene Architektin und der Architekt stellten sich den neuen alten Platz so vor: eine Fläche mit durchgehendem feingliedrigem Belag, Baumreihen an den Rand gesetzt; keine mit üblichen Markierungen kenntlich gemachten Parkplätze, keine übliche Fahrbahnspur war in ihre Pläne gemalt, alles sollte sich aus der Steinverlegung ergeben. Im Grunde genauso wie ausgeschrieben. Mehr freie Fläche ging nicht, auch nicht mehr Baumbestand, vor allem, da mehr als ein Dutzend Parkplätze den Platz insgeheim weiterhin strukturierten.

Da der eine der beiden Gewinner sich um die Darstellung der Möblierung nicht scherte (man kann es nicht anders sagen, oder, wie er meinte: „Macht erst mal einen Platz ...!“), aber die Morphologie der schiefen Ebene genau berechnete, die andere alle Künste der grafischen Darstellung beherrschte, zudem die Lebendigkeit der Belagsgestalt bis hinein ins Farbbild der schuppenartig zu verlegenden Kleinsteinpflasterung

überzeugend mit Mustern belegte, fiel die Wahl schwer. Das Ergebnis war salomonisch: Man einigte sich im Gespräch darüber, dass beide das Projekt weiter ausarbeiten sollten.

Ich konnte beruhigt zurückfahren nach Florenz. Und doch: Es „lief“ nicht. Ich hörte nichts vom Fortgang der Dinge. Weder von meinem Kollegen, noch von der Gemeinde, noch von den beiden Architekten. Eigentlich sollten in diesen scheinbar stillen Monaten die Pläne überarbeitet werden. Und das wurden sie auch. Aber nicht in geplanter Weise. Als ich nicht zur öffentlichen Präsentation der Ausführungspläne ins Gemeindeamt geladen wurde, wusste ich: Dort musst du dabei sein! War ich zu unaufmerksam gewesen, um so überrascht zu werden? Was hatte mein Kollege bewirkt, warum hatte er mich – vor Ort – nicht informiert? An diesem Vormittag erfuhr ich, dass die beiden Architekten nur wenige Stunden zuvor erstmals wieder vom Bürgermeister nach Schlaining geladen worden waren, um harsch mit der Überarbeitung ihrer eigenen Pläne konfrontiert zu werden. Das war ganz offensichtlich nicht, worauf wir uns geeinigt hatten! Für wahren Aufruhr aber sorgte – auch unter den gleichgesinnten Anrainern –, dass der Bürgermeister kurz darauf öffentlich finale Pläne präsentierte, die neuerlich eine asphaltierte Landesstraße vorsahen. Die Ruhe und Gediegenheit, das historische Inbild eines großen Platzes war aus den Plänen gestrichen worden. Was war geschehen?

Ich weiß es bis heute nicht, doch vor Ort, im Hof des Gemeindeamts, schauten die beiden Wettbewerbsgewinner betrübt zu Boden. Sie waren vor vollendete Tatsachen gestellt worden – wir alle. Bürgermeister und Straßenplaner stellten das fertige Projekt vor, ich protestierte, äußerte, dass dieses Projekt nicht dem Juryergebnis entsprach. Verdutzte Blicke: Wie konnte ich dem Bürgermeister widersprechen? Die lokalen Entscheidungsträger waren offenbar schon ins Vertrauen gezogen worden, keiner zuckte mit der Wimper, keiner aus dem Gemeinderat, der doch für anderes gestimmt hatte. Da ich als Vorsitzender der Jury und fachlich Eingearbeiteter über diese Entwicklungen nicht informiert worden war, konnte ich nicht anders, als grundlegende Bedenken zu äußern. Der Bürgermeister blieb ruhig, redete sich auf die „Instanz von oben“ aus: Das Land wolle das so. Ich forderte eine fachliche Begründung. Es kam keine.

Einige Anrainer und ich, wir blieben die einzigen, die protestierten. Ein überlegter, ja, vorbildlicher und demokratisch verfasster Planungsprozess war an ein abruptes Ende geraten. Weiterhin sollte der Asphalt herrschen. Dafür hatte der hinzu bestellte Straßenplaner aller-

hand Blumenbeete eingezeichnet und viele Linien fürs Parken. Und ich – ich galt plötzlich als Störenfried. Die Architektin und der Architekt wurden ausgebootet. Sie sollten auch kein weiteres Honorar erhalten. Ich war mehr als enttäuscht, ich war erbost. Das wollte ich einfach nicht akzeptieren. Wochen der Beratung, Wochen der Gesprächsversuche mit dem Bürgermeister vergingen. Nach meiner öffentlichen Intervention war er für mich aber nicht mehr erreichbar. Die Reihen um die erste politische Instanz im Ort blieben geschlossen.

Da kam plötzlich ein ehemaliger Vertrauter des Landeshauptmanns ins Spiel. Wir näherten uns einander an, er ließ seine Verbindungen spielen. Dass die „Instanz von oben“ sich überhaupt darauf einließ, bezeugt die wirren Entscheidungspfade der Landespolitik, den vorausseilenden Gehorsam. Beim zweiten Versuch hielt die dunkle Limousine vor unserem Haus. Er kam auf Besuch, zu uns, der „LH“. Bei uns im Esszimmer lagen die schönen Wettbewerbspläne der Architektin für ihn bereit. Sie und ich, Plan und Wort, sollten den Landeshauptmann vom ursprünglichen Projekt überzeugen. Wir hatten eine halbe Stunde. Das Treffen zur hereingebrochenen Nachtstunde war von einer beinahe konspirativen Stimmung: Der Chauffeur blieb im Auto, der ehemalige Vertraute still – wenige Worte fielen. Ich deutete an, was möglich wäre, worum es eigentlich ging. Mein Gegenüber brauchte keine fünf Minuten, um zu entscheiden. Noch während meiner letzten Worte sagte er nur: „So machen wir es!“

Wie sollte es nun weitergehen? Gegen den Bürgermeister – das ging nicht. Ohne ihn wollten wir gar nicht – er aber, aus bis heute verborgen gebliebenen Gründen, jedoch ohne uns Architekten. Den nächsten Schritt regelte sowieso die Landesoberinstanz – ganz zügig und ohne Umschweife. Ich wurde darüber informiert, dass ich wenige Tage nach diesem Zusammentreffen bei einer Sitzung in der Oberwarter Parteizentrale erscheinen sollte. Zugewogen war alles von Rang und Namen in der roten Landespartei – vom Landeshauptmann abwärts, über den einschlägigen Landesrat, den Landesbaudirektor, bis hin zum Bürgermeister. Ich war angehalten, dort jene Worte zu bestätigen, die ich ja schon kannte. Ich war nun der Experte, dem nicht mehr widersprochen werden würde, denn der Landeshauptmann gab insgeheim die Losung vor. Der Satz lautete: „So machen wir es!“

Nun war ich mit dem Mandat eines „Platzbeauftragten“ ausgestattet. Diesen Titel musste ich schnell wieder vergessen. Denn es galt, die Ärmel hochzukrempeln. Zunächst informierte ich die beiden Wettbewerbsgewinner und holte ihre Expertise über die Planänderung

ein. Klar war uns allen, dass die Architekten aus dem Spiel waren, wir uns von der „Maximalversion“, ganz Schlaining zu pflastern, verabschieden mussten. Es ging nun vor allem darum, Kompromisse zu finden. Ich würde ab jetzt die Seite der Gestaltung vertreten müssen, um von der Platzvision durchzusetzen, was ging.

Es fügte sich, dass nach dem ruppigen Auftakt im Gemeindeamt der Straßenplaner und ich einander zu verstehen begannen. Wir trafen uns Tag für Tag in seinem Oberwarter Büro und rangen um jedes Blumenbeet. Beide saßen wir vor dem ausgeplotteten Plan, er mit der Maus in der zögerlichen Hand, neuerliche Planänderungen wie in ein Protokoll eintragend. Die Uhr tickte, die Ausschreibung war schon draußen. In seiner Haut wollte ich allerdings nicht stecken. Er hatte einen vielversprechenden Auftrag erhalten und dann das: Jemand saß lästig und aus unerfindlichen Gründen, „von oben“ abgeordnet, neben ihm, um peu à peu in seine – für ihn fertigen – Pläne zu pfuschen.

So blieb jeder Eingriff ein von mir gut zu argumentierendes Übel. Ich führte eine Prioritätenliste, warb brav um jedes Detail: weg mit den vielen Beeten, die Bäume zurechtrücken, die Ausrichtungen klären, vereinfachen, wo geht, usw. usf. Am bittersten war das Asphaltband. Es war ja immer noch da, Landeshauptmann hin oder her. Mit dem Bürgermeister hatte dieser lediglich verabredet, für die Mehrkosten der Straßenpflasterung aufzukommen. Mein Mandat wurde außerdem von zwei Einschränkungen begleitet, die beide die Schönheit des Platzes beeinträchtigen würden: die feste Verlegung der Steinszwischenräume und die Verwendung geschliffener Steine als Vorgabe der Landespolitik. Der Fläche würde dadurch viel von ihrer Lebendigkeit, Buntscheckigkeit und Wärme genommen werden. Und teurer wäre es auch. Aber daran gab es nichts zu rütteln. Ich selbst lernte, wie schwierig die Durchsetzung des gestalterisch Notwendigen, einzig Sinnvollen gegenüber der normierten und vorurteilsbeladenen Praxis war. Eine Landesstraße im Stöcklpflaster? Das gab es im Burgenland einfach nicht. Und dort, wo das abschnittsweise der Fall gewesen war, dort riss man es bald wieder raus. Man meinte, mit diesen beiden Vorgaben auf Nummer sicher zu gehen, weil man meinte, so würde die Straße dauerhaft halten. Doch da es im Land an einschlägigen Erfahrungen mangelte, war auch diese Vorgabe naiv. Die Pflasterer selbst würden mir das später unter der Hand bestätigen: Mit der fixen Verlegung ging viel von der Elastizität dieses ehemals bewährten Belagstypus verloren – Soll-Bruchstellen, die machten sowieso keinen Sinn.

Diese missliche Situation wurde zur gemeinsamen Mission; ich verstand, dass der Straßenplaner da war, um am Ende seinen Kopf hinzuhalten, wenn etwa Regenwasser in die Häuser schwappen sollte oder die Verkehrsfläche sich als untauglich erweisen würde. Die Sache mit der Pflasterung blieb ein hartnäckiges Problem. Die Lösung meines überraschenden Mitplaners erschien mir widersinnig (offen konnte ich ihm das freilich nicht sagen): Er wollte die Kleinsteinpflasterung in rechteckigen Feldern verlegen, um so die Dehnfugen zu regeln. Aber sah so eine gepflasterte Fläche aus? Die Visualisierung war entgeisternd, à la Plattenbau auf der Straße. Ich begann selbst zu recherchieren, rief dort und da an, sprach mit Architekten und Ingenieuren gleichermaßen – während immer die Gefahr drohte, dass uns die Zeit ausging und ich als „Verhinderer“ dazustehen drohte. Viele verschiedene Antworten halfen nicht weiter.

Da half ein Trick: der direkte Draht von Experte zu Experte (als der ich nicht galt). Ich erinnere mich gut an den Tag, als ich, wieder vor dem Bildschirm und neben dem Straßenplaner im verrauchten Büro sitzend, einen Grazer Kollegen am anderen Ende der Leitung hatte. Es kam darauf an, diesen Moment live herbeizuführen, denn nun erzählte jener „meinem“ Straßenplaner, wie er es in Graz, zuständig für die Pflasterung der gesamten Innenstadt, seit Langem praktizierte. Dem konnte man nicht mehr widersprechen. Das war der entscheidende Moment für die gleichmäßige Pflasterung des Platzes. Wobei: Die schuppenförmige Verlegung in Richtung des Straßenanstiegs, die auch deren Krümmung folgen sollte, galt es weiterhin mit den restlichen Platzflächen zu harmonisieren. Unser Glück war die beauftragte Pongauer Firma. Es stellte sich heraus, dass es sich um einen italienischen Familienbetrieb handelte. Sie wussten, was sie taten.

Es folgten Monate der Wiederannäherung zwischen dem Bürgermeister und mir und der Beginn der Baustelle in der Corona-Zeit. Das erlaubte mir, den wöchentlichen Baubesprechungen beizuwohnen. Denn der Straßenplaner holte mich auch in der nächsten Phase hinzu. Es begann ein neuer Kampf um den Platz mit vielen Fachplanern und Firmen. Meine Einbindung bestand in intensiven Aushandlungen. Dabei lief es erstaunlicherweise immer wieder darauf hinaus, dass die vielen Anforderungen nur gestalterisch zu vereinen wären. Ich war überrascht, dass das Wort der Gestaltung gefragt war. Ich lernte praktisch zu verstehen, was ich gerne behauptete: dass Gestaltung eine Syntheseleistung ist. Und dass es gerade darauf ankäme im reichhaltigen Feld des scheinbar Unmöglichen.

Eine dieser gemeinsamen Aushandlungen betraf die Konsequenzen der Einbindung eines professionellen Lichtplaners. Der Bürgermeister müsste seiner Berechnung folgen, denn sollte sich ein Unfall ereignen am Platz, der mit mangelnder Beleuchtung in Zusammenhang zu bringen wäre, würde die Gemeinde haften. Nun galt die Platzgestaltung aber als Neubau und unterstand den gängigen Normen. Kurzum: Es müsste alles heller werden als zuvor und greller, da die Stromkosten für grelles Weiß niedriger sind. Demgemäß würde es Lichtmasten bedürfen, die einem Fußballfeld zupasskämen. Die errechneten Leuchten jedenfalls ragten weit über die Traufkanten der Wohnhäuser hinaus. Ein angenehmer Lichtraum wäre darunter unmöglich. Ein pars pro toto: Es zeigte sich, wie sich technische und normative Entscheide ad absurdum führten, weil sie mit dem eigentlichen Anliegen nichts mehr zu tun hatten. Zugleich wurde mir deutlich, dass dies wohl seit eh und je die Realität der Baukunst war, dieses mühevollen Verhandeln. Dennoch schienen solche Fragen lösbar – wenn man nur wollte. Nur kostete das Zeit und Geld – und den Willen, sie qualitativ zu lösen. Darüber hinaus bedingte es aber die anhaltende (unbezahlte) Kommunikation eines klaren gestalterischen Leitbilds: Konnte man seine gestalterischen Ideen klar kommunizieren, zeigte sich auf der Baustelle oder in den Bausitzungen des Öfteren, wie dominant-pragmatische Lösungen, so rational sie erschienen, auf intransparenten Vorentscheiden und Vorlieben fußten. Gestaltung wurde zur Mediation.

Um beim „Fall Straßenleuchte“ zu bleiben: Schließlich setzte sich durch, dass einige Musterleuchten geordnet wurden, um anschaulich zu machen, was hierher überhaupt passte (moderne oder solche, wie man sie beim Weiterbauen gründerzeitlicher Städte noch heute verwendet: aus Gusseisen, leicht verziert, technisch allerdings optimiert?). Natürlich war die teuerste die schönste. Der Bürgermeister hätte sie nicht geordnet, wäre nicht zufällig der Landeshauptmann zur Lampenbeschau hinzugestoßen. Er bewies Spontaneität und Geschmack. Er sagte neuerlich und leise: „So machen wir es!“ Die zu große Höhe der Masten aber regelte eine Latte, die ich bei der Gelegenheit an eine Traufe hielt. Sie entsprach in etwa der geplanten Masthöhe. Das erschreckte selbst den Bürgermeister. Über seinen Deal mit dem Lichtplaner weiß ich nichts. Wie diese Schrumpfung mit der „normgerechten“ Ausleuchtung der Fläche einherging, daher mit der Haftungsfrage, bleibt im Dunkeln. Jedenfalls würde der Platz nun dimmbar sein, energiesparender und, wenn man es wollte, auch heller als zuvor.

Planung erfordert eben Zufälle und Glück. Aber das ist nur eine von vielen Anekdoten, die es zu erzählen gäbe. Viele Fragen wurden en passant geklärt – nicht nur die Beleuchtungsfrage. Wir holten auch einen Baumdoktor, ließen uns schwarz auf weiß bestätigen, dass der einzige verbliebene Baum des Platzes, ein schwächlicher Ahornbaum, krank war. Nun konnten wir an seiner statt eine kräftigere Platane setzen, die nicht nur der sommerlichen Hitze besser gewachsen wäre und prächtiger gedeihen würde – an der richtigen Position zum Brunnen würden beide einen schönen Bogen spannen. Winters würde man in gutem Abstand dazu, auf derselben Bogenlinie, einen Deckel hochklappen können, um hier den Weihnachtsbaum einzupflocken. Übrigens blieb auch die Platztechnik in abgesenkten Kästen verborgen und würde gelegentlich dabei helfen, aus dem Platz einen Festplatz zu machen.

Ergänzt wurde der Baumbestand an den Längsseiten des Platzes von neu gesetzten Kugelakazien, wie es der alte Gebrauch gebot; in die Baumscheiben wurden mal Lavendel, mal Salbei gepflanzt. Auf Parkplatzmarkierungen wurde verzichtet, auch dies ein großer Sieg im Kleinen; die Fahrbahn setzt sich nur durch die Kontur „Wiener Würfel“ von der restlichen Platzfläche ab (Abb. 2a, b). Eine Parkordnung kam viel später. Sie wurde schlicht auf Schildern ausgewiesen und kam zu spät, um das Wildparken kreuz und quer zu verhindern. Das schimmernde Grau der Granitblöcke war nur noch auflockerbar durch eingestreute schwarze Steine, sorgte das Anschleifen der Steinoberflächen doch tatsächlich für besagten Verlust an warmen Beigetönen und farblichen Nuancen. Da half auch eine Nachbemusterung durch den Bürgermeister nichts mehr. Die Mischung war gemacht, die Würfel gefallen (Abb. 3a, b).

Eine Idee setzte sich ebenfalls erst spät, aber noch rechtzeitig durch. Sie sollte die Lage schlagartig verändern, wesentlich zur lockereren Bespielbarkeit und höheren Aufenthaltsqualität von Haupt- und Rochusplatz beitragen. Gab er sich anfangs verhalten und bedeckt, setzte der Bürgermeister sich doch dafür ein: Die beiden Plätze wurden zur „Begegnungszone“ erklärt. Geschwindigkeitsbeschränkung: 20 Stundenkilometer – und eben ein Fahrverbot für den Schwerverkehr! Eine Weise echter Entschleunigung.

In aller Kürze

Ist der Platz also ein Kompromiss? Heutzutage hat das Wort ja viel Zuwendung und Lob bekommen in der Bundespolitik. Aber ein Kompromiss, nein, das ist der Platz eigentlich nicht. Nein, es ist kein ziseliertes



Abb. 2a: Hauptplatz Richtung Süden, Stadtschlaining, 2021

Architektenentwurf geworden. Aber wie „fein“ sollte ein solcher Landplatz denn eigentlich auftreten? Mir selbst gehen lediglich die bunten Steinoberflächen ab – und die offenen Fugen, das darin wachsende Moos, ihre Lockerheit und Nonchalance. Sie täte dem harten Naturprodukt Stein gut. Zu förmlich ist der Platz allerdings nicht. Er dient ja vielen Zwecken. Und abends, wenn der schön restaurierte Brunnen mit seinen vergoldeten Löwenköpfen plätschert, höchstens ein oder zwei Wagen auf der Platzfläche stehen – wie wunderbar!

Das hundertjährige Jubiläum des Burgenlands wurde vor der Burg, am Rochusplatz, abgehalten. Die pittoreske Kulisse wurde auf großer Leinwand auf dem vollen Hauptplatz übertragen. Dieser und die restaurierte Burg – mit neuem geschichtlichem Museum, attraktivem Restaurant und neuer Landesvinothek – und das neu eröffnete Hotel standen im ganzen Land hoch im



Abb. 2b: Hauptplatz Richtung Süden, Stadtschlaining, 2025

Kurs. Viele reisten an und zeigten sich begeistert. Am Höhepunkt der Platznutzung saßen dort 3.000 Gäste auf Stühlen, um einem Rockkonzert beizuwohnen. Eine Pop-up-Bar feierte sommers die neue Freiheit des großen, urbanen Platzes unterm Sternenhimmel, brachte Leute aus der Region zusammen, die sich sonst nicht begegnet wären. Es war eben sehr südlich. Und der vierzehntägige Bauernmarkt tat sein Übriges. Man hatte ein Jahr lang das Gefühl, alle drängten auf den Platz: die Oldtimerfahrer, die Traktorfahrer, die Radfahrer und Kurgäste aus dem nahen Bad Tatzmannsdorf. Wenn dann noch Delegationen anderer Gemeinden kamen, auch aus anderen Bundesländern, um zu schauen, was heute alles noch „geht“, dann zeigte sich eine Erfolgsgeschichte.

Ob es der Platz für alle geworden ist? Man hörte lokal immer wieder viel Kritik an der „steinernen Flä-



Abb. 3a: Hauptplatz Richtung Westen, Stadtschlaining, 2020



Abb. 3b: Hauptplatz Richtung Westen, Stadtschlaining, 2025

che“, den angeblich fehlenden Bäumen. Würde man sie wachsen lassen, wie geplant, das Klagen würde nicht verstummen. Es scheint, als provozierte der wachsende überregionale Erfolg umso mehr missgünstige Stimmen im Ort. Und freilich hört man diese am lautesten. Dass beim Eröffnungsfest die Architektin sprach und Applaus erhielt, dass sie mit ihrem Kollegen den Burgenländischen Architekturpreis gewonnen hat, in der Kollegenschaft viel Anerkennung zugesprochen bekam, steht auch auf einem anderen Blatt. Dass der Platz sich alltäglich wie festtäglich bewährt, ebenso. Wird es um ihn zur verdienten Ruhe kommen? Wird er bleiben dürfen, wie er ist?

Es ist eben so, wie es ein altes Sprichwort schon weiß: dass man nämlich das nahe Schöne gerne übersieht. Es ist eben einfacher, sich zu beklagen, als zufrieden zu sein, offenbar leichter, sich missgünstig zu geben, als für ein Ideal einzustehen – dieses auch zu leben. Da das menschlich ist, braucht Gestaltung heute nicht nur ein gutes Argument und Willensstärke, sondern mehr und mehr die Kraft der Geschichte und die Vorbildlichkeit des Alten. Denn der Bestand hat den Vorzug, nicht nur beständig zu sein, sondern anschaulich vor Augen zu liegen. Wir brauchen räumliche Vorbilder – um sie zu leben, uns daran zu reiben, reale Erfahrungen zu machen. Zu ihnen gehört immer ein Ideal, für das man einstehen muss.